

KRIEGSDISKURSE IM HEUTIGEN RUSSLAND

Gastredakteur: Mischa Gabowitsch

editorial	Krieg und Kultur: Afghanistan und Tschetschenien aus russländischer Sicht	2
analyse	Die Tschetschenienkriege im russländischen Fernsehen Olessia Koltsova	3
portrait	Tschetschenien: Erinnern an einen Krieg, den es nicht gibt Natalja Konradowa	9
skizze	Zur öffentlichen Wahrnehmung des Afghanistan-Kriegs im heutigen Russland Alexej Lewinson	11
filmkritik	„Die 9. Kompanie“: Der Krieg im russländischen Kino 2005 Julia Liderman	17

kultura. Russland-Kulturanalysen

Herausgeber: Prof. Wolfgang Eichwede, Direktor der Forschungsstelle Osteuropa an der Universität Bremen.

Redaktion: Dr. Isabelle de Keghel, Hartmute Trepper M.A.

Technische Redaktion: Matthias Neumann

Die Meinungen, die in den Russland-Kulturanalysen geäußert werden, geben ausschließlich die Auffassung der AutorInnen wieder.

Abdruck und sonstige publizistische Nutzung sind nach Rücksprache mit der Redaktion gestattet.

© 2006 by Forschungsstelle Osteuropa, Bremen

Forschungsstelle Osteuropa | Publikationsreferat | Klagenfurter Str. 3 | 28359 Bremen

fon +49 421 218-3302 oder -3257 | fax 49 421 218-3269

eMail: fsopr@uni-bremen.de | internet: www.forschungsstelle-osteuropa.de

KRIEG UND KULTUR: AFGHANISTAN UND TSCHETSCHENIEN AUS
RUSSLÄNDISCHER SICHT

editorial

Seit dem Einmarsch sowjetischer Truppen in Afghanistan 1979 führt Russland fast ununterbrochen Krieg. Selbst in der kurzen „Ruhepause“ zwischen dem Rückzug aus Afghanistan 1989 und dem Anfang des ersten Tschetschenienkriegs Ende 1994 waren sowjetische bzw. russländische Truppen ständig an der Peripherie des auseinanderbrechenden Reiches im Einsatz: 1990–91 in Vilnius, Baku und Berg-Karabach, später in Tadschikistan und Transnistrien.

Ein Krieg drückt der Gesellschaft, die ihn führt, unvermeidlich seinen Stempel auf, ob sie sich nun mit dieser Tatsache auseinandersetzt oder sie aus ihrem Alltag verdrängt. Und die Art, wie eine Gesellschaft und ihre kulturelle Eliten mit dem Krieg umgehen, sagt viel über ihre Werte, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster aus. So scheint etwa die noch aus Sowjetzeiten stammende Militarisierung der Gesellschaft durchaus langfristig nachzuwirken.

Nun haben die Kriege, die Russland seit über einem Vierteljahrhundert führt, eine Besonderheit: Sie alle hatten oder haben nicht das Landesinnere zum Schauplatz, sondern spielen sich weit weg, im Ausland oder an der Peripherie des Landes, ab. Für die meisten gewöhnlichen BürgerInnen Russlands ist der Krieg nicht direkt, sondern nur mittelbar Teil ihres Lebens: Sie sehen ihn im Fernsehen (siehe den Beitrag von Olessia Koltsova in diesem Heft), sie fürchten sich vor kriegsbedingtem Terror, sie kaufen ihre Kinder vom Wehrdienst frei. Aber sie sprechen kaum davon. Der Krieg macht sich eher in einer allgemeinen Passivität und einer diffusen Gewaltbereitschaft bemerkbar, als dass er zu aktiven gesellschaftlichen Reaktionen und originellen künstlerischen Verarbeitungsversuchen führt.

Weder die zahlreichen Flüchtlinge aus den „Krisenregionen“ noch die von Staat und Gesellschaft vielfach im Stich gelassenen Veteranen geben in

der heutigen russländischen Kultur den Ton an – dies zeigen sowohl die soziologische Skizze Alexei Lewinsons als auch Natalja Konradowas Analyse der Denkmalpolitik. So kommt es, dass der „Große Vaterländische Krieg“ weiterhin als der einzige „echte“ und „gerechte“ Krieg gilt und das Verhältnis der Bevölkerung und der kulturellen Eliten zu Afghanistan und Tschetschenien bestimmt, wie Julia Liderman in dieser Ausgabe anhand filmischer Repräsentationen deutlich macht (siehe auch *kultura* 3/2005). Ob in Stein gehauen, auf den Bildschirm vorgeführt oder auf die Leinwand gebannt, die jüngsten Kriege sind im Bewusstsein der RussländerInnen weniger präsent als der noch lange nicht bewältigte „große“ Krieg von 1941–45. Zwar ist das „Afghanistan-Syndrom“ für viele Kriegsveteranen zum russländischen Pendant des „Vietnam-Traumas“ geworden. Doch noch mangelt es an einem russländischen „Apocalypse Now“ oder „Platoon“, das die individuelle Kriegserfahrung in eine an die ganze Gesellschaft gerichtete moralische Anfrage verwandeln würde.

Dabei spiegeln sich im Afghanistankrieg und in den beiden Tschetschenien-Feldzügen viele zentrale Probleme der ausgehenden sowjetischen und der neuen russländischen Gesellschaft wider: das schwankende Verhältnis zwischen Staat und Individuum, die Unsicherheit der Menschen und der Machtkampf unter den Eliten, die Korruption in Armee und Behörden und die Suche nach einem neuen Nationalstolz. Früher oder später wird sich also auch die russländische Kultur verstärkt damit auseinandersetzen müssen – vielleicht erst dann, wenn die Wunden dieser Kriege vernarbt sind, vielleicht aber auch dann, wenn sie wieder aufreißen. Ob diese Auseinandersetzung im Rahmen der bestehenden Traditionen geführt wird oder ob gänzlich neue Formen dafür entstehen, bleibt abzuwarten.

DIE TSCHETSCHENIENKRIEGE IM RUSSLÄNDISCHEN FERNSEHEN

Olessia Koltsova

analyse

Gegenstand des Artikels ist der dramatische Wandel in der Berichterstattung über Tschetschenien im russländischen Fernsehen: von scharfer Kritik in den Jahren 1994–95 zu nahezu einhelliger Unterstützung im Jahr 1999. Der Artikel analysiert die Gründe für diesen Wandel, beschreibt die wichtigsten Akteure in diesem Spiel und die Evolution der Fernsbilder vom Krieg.

Der Einfluss der Fernsehberichterstattung zu den beiden Tschetschenienkriegen (1994–1996 und 1999–2001) auf das gesellschaftliche Leben des modernen Russland ist kaum zu überschätzen. Erstens waren dies praktisch die ersten Kriege, von denen im Fernsehen berichtet wurde – wenn man einmal vom Afghanistankrieg absieht, über den nur spärliche und streng dosierte Informationen auf die Bildschirme gelangten. Zweitens dienten die Fernsbilder vom Krieg als wichtige strategische Ressource, die verschiedene Machtgruppen dazu nutzten, um sich im Durcheinander des postsowjetischen Russland Positionen zu erkämpfen und diese zu festigen. Diese Fernsbilder trugen entscheidend zum Erfolg der Autonomiebestrebungen tschetschenischer Separatisten in der Zwischenkriegszeit und zum rasanten Aufschwung des ersten russlandweiten privaten Fernsehsenders NTW bei, ebenso zum Sieg Boris Jelzins bei den Präsidentschaftswahlen 1996 sowie Wladimir Putins bei den Wahlen von 2000.

DIE WICHTIGSTEN AKTEURE BETRETEN DIE BÜHNE
Die Berichterstattung zum ersten Tschetschenienfeldzug wird gemeinhin zur Illustration der sich herausbildenden Redefreiheit in Russland angeführt, während der zweite Krieg die Rückkehr zu staatlicher Kontrolle über die Medien symbolisiert. Nach meinen langjährigen Beobachtungen entspricht dies nicht ganz den Tatsachen: In beiden Fällen standen hinter den medialen Bildern Gruppen aus der Machtelite, kollektive „Regisseure“. Der entscheidende Unterschied bestand darin, dass im ersten Tschetschenienfeldzug keiner dieser Regisseure eindeutig den Ton

angab und die Berichterstattung zum Krieg daher ziemlich bunt gefächert war, während im zweiten Krieg ein solcher tonangebender Regisseur in Erscheinung trat und bald zum Monopolisten wurde. Wenn keine Machtgruppe an einer Visualisierung des Themas Tschetschenien interessiert war, dann wurde diese erst gar nicht vollzogen oder verschwand allmählich wieder.

So hatten bereits ein Jahr vor dem „offiziellen“ Beginn des ersten Kriegs im November 1994 in Tschetschenien aktive Kriegshandlungen begonnen, und beunruhigende Vorzeichen der heraufziehenden Tragödie zeichneten sich schon früher ab, nämlich seit 1991, als Tschetschenien seine Souveränität erklärte. Dennoch wurde Tschetschenien erst drei Jahre später zur Nachricht Nr. 1. Genau zu diesem Zeitpunkt trat auf der russländischen politischen Bühne ein neuer Akteur in Erscheinung, der zum Grundstein für eine später mächtige oligarchische Firmengruppe wurde: Wladimir Gusinskis Fernsehsender NTW. Dieses neue Medienunternehmen fand eine schnelle und effektive Methode, den Medienmarkt und die politische Arena zu erobern: NTW platzierte sich in einer Nische, indem es zum Lieferanten oppositioneller Nachrichten wurde. Der damals kraftlosen föderalen Elite mangelte es nicht nur an Ressourcen, um NTW den Sender abzuschalten; mit ihrem kontraproduktiven Vorgehen half sie dem Kanal sogar. Das Scheitern des Sturmangriffs auf die tschetschenische Hauptstadt im Jahr 1994 war ein wahres Geschenk für den oppositionellen Fernsehsender: Er gab den JournalistInnen Beweise für die Beteiligung der föderalen Streitkräfte an der tschetschenischen „Feh-

analyse

de“, und zwar in Form einer groß angelegten, aber misslungenen Operation. Die detaillierte Berichterstattung über dieses Ereignis machte es unmöglich, die Rolle der „Föderalen“ im tschetschenischen Konflikt weiterhin geheim zu halten, und die föderale Elite konnte NTW und das um den Sender herum entstehende Medienimperium „Media-MOST“ nicht mehr ignorieren.

Der Schlag seitens NTW kam für Jelzins Team unerwartet: Die Führung des Landes hatte offenbar mit einer Wiederholung des afghanischen Stillschweige-Szenarios gerechnet und war nicht auf eine Situation vorbereitet, in der sie kein Monopol mehr auf das Sammeln und die Verbreitung von Informationen hatte. Ein Pressezentrum wurde erst eine Woche nach Beginn der militärischen Operation eingerichtet, Präsident Jelzins Ansprache an die Nation ließ noch länger auf sich warten, die spärlichen Stellungnahmen der Militärs widersprachen sich gegenseitig, und anfangs wurde bestritten, dass überhaupt ein Militäreinsatz stattfand. Im übrigen war dieses Verhalten kein Einzelfall; ähnliches kennen wir aus der Geschichte von Kriegen, die in einer frühen Phase des Fernsehzeitalters stattfanden, wie der Vietnamkrieg und die britische Operation auf den Falkland-Inseln.

FRÜCHTE DES SCHWEIGENS

Das Schweigen zu Beginn des Feldzugs und das Fehlen einer koordinierten Informationspolitik erwiesen sich für die föderale Elite als verhängnisvoll. Erstens delegitimierte beides das Vorgehen der Militärs, zumal ohnehin schlechte Voraussetzungen bestanden, sich die Unterstützung der Öffentlichkeit zu sichern: Die von eben dieser Elite angestiftete kritische Auseinandersetzung mit der „verfehlten“ Afghanistan-Politik und der Rückzug der sowjetischen Truppen aus Afghanistan waren im kollektiven Gedächtnis noch präsent. Zweitens veranlassten dieses Schweigen

und das Misstrauen gegenüber offiziellen Verlautbarungen die Medien dazu, TschetschenInnen als alternative Informationsquellen zu nutzen, und zwar sowohl gewöhnliche BürgerInnen als auch Mitglieder der separatistischen Bewegungen. Ganz im Gegensatz zu den „Föderalen“ verfolgten die Separatisten die Taktik, aktiv den Kontakt mit den JournalistInnen zu suchen: Sie gaben ihnen Interviews und versorgten sie mit Videomaterial. Dies führte dazu, dass ihr Standpunkt im russländischen Fernsehen besser vertreten war, als die Position der „Föderalen“. Selbst die vom Kreml kontrollierten Kanäle konnten die alternativen Sichtweisen nicht ignorieren, da NTW schnell an Popularität gewann. Denn der Sender strahlte Informationen aus, die von denen in den offiziellen Nachrichten abwichen und konnte wegen der gesellschaftlichen Unzufriedenheit mit großer Resonanz rechnen. Meinungsumfragen zufolge hatte NTW den Ruf, objektiver, informativer und in seinen Urteilen genauer zu sein als andere landesweite Sender; seine Nachrichtensendungen hatten die zweithöchste Popularitätsquote, noch vor dem 2. Kanal RTR. Und obwohl die Einschaltquoten der Nachrichtensendungen bei allen drei landesweiten Kanälen zu Kriegsbeginn hochschnellten, war NTW im Gegensatz zu RTR und zum 1. Kanal ORT ein Neuankömmling, was seinen Konkurrenten einen Schreck einjagen musste. Infolgedessen nahm der halb staatliche und halb oligarchische Sender ORT eine gemäßigt regierungsfreundliche Haltung ein, während die JournalistInnen des staatlichen Senders RTR, der gezwungen war, alle offiziellen Mitteilungen zu senden, ihre Antikriegshaltung in Reportagen und Analysesendungen zum Ausdruck brachten. Dadurch war die Berichterstattung zum Krieg in den föderalen Medien zwar ziemlich vielfältig, wurde aber dennoch stark in eine Richtung gelenkt, die den Separatisten in die Hände arbeitete. So ließen anfangs zwar die meisten Medien

analyse

sowohl Befürworter als auch Gegner der militärischen Operation zu Wort kommen, aber die russländische Seite erschien als deren Anstifterin, was ihre Position stark delegitimierte. Die Qualen der Bevölkerung vor Ort und die Kriegsgräuere wurden naturalistisch gezeigt, während von den bereits historischen Verbrechen des separatistischen Regimes nur erzählt wurde. Als Opfer erschien nicht nur die tschetschenische Bevölkerung, sondern auch einfache russländische Wehrpflichtige, von denen oft berichtet wurde, sie seien zur Teilnahme am Krieg gezwungen worden und betrachteten ihn als sinnlos. Generell wurde die russländische Armee als ineffektiv, korrupt und erbärmlich dargestellt; NTW schenkte den Fehlern und Misserfolgen des russländischen Militärs sowie den Meinungsverschiedenheiten innerhalb der föderalen Elite besondere Aufmerksamkeit. Im Gegensatz dazu waren die Separatisten den Berichten zufolge glaubensstark, außerdem gewillt und imstande, ihr Land zu verteidigen. Da sie, anders als die Föderalen, viele informelle Interviews gaben, wurden sie als menschliche Individuen dargestellt, während die föderale Armee wie eine anonyme graue Masse wirkte. Gleichzeitig erschien die tschetschenische Gesellschaft – zum Teil deshalb, weil gewöhnliche TschetschenInnen als UnterstützerInnen der Separatisten gezeigt wurden – weniger gespalten, als die russländische: Interne Konflikte und Bruchlinien wurden verdeckt.

Dieser allgemeine Tenor in der Berichterstattung zum Krieg prägte das Verhältnis der Öffentlichkeit zum Tschetschenienfeldzug, obwohl auch der offizielle Standpunkt im Mediendiskurs präsent war. 1994–1995 hatten 60–70% der RussländerInnen eine negative Einstellung zu diesem Krieg. Insgesamt war die Bevölkerung schlecht über die Tschetschenien-Problematik informiert, und am Anfang des Kriegs war beinahe die Hälfte der RussländerInnen bereit, Tschetschenien „in

die Freiheit“ zu entlassen, da sie überhaupt nicht verstanden, warum die föderalen Streitkräfte um diese Republik kämpften. Dabei waren die landesweiten Medien nie geneigt, die territoriale Integrität Russlands in Zweifel zu ziehen: Sie beanstandeten eher die Methoden als die Ziele der Kampagne.

DER INTERNATIONALE KONTEXT DES ERSTEN TSCHETSCHENIENKRIEGS

Schließlich zwang die negative Haltung der Öffentlichkeit zum Krieg Jelzins Regierung 1996, unmittelbar vor den Präsidentschaftswahlen, die aktiven Kriegshandlungen einzustellen und Gespräche mit den Separatisten einzuleiten. Einige Amtsträger gaben später zu, dass sie in Tschetschenien den Informationskrieg verloren hatten. Damit meinten sie übrigens nicht nur den Kampf um die eigenen, russländischen ZuschauerInnen und WählerInnen, sondern auch den um internationale Unterstützung. Die Separatisten gaben ständig Informationen über Verletzungen der Rechte tschetschenischer BürgerInnen durch russländische Armeeangehörige an westliche Massenmedien weiter, insbesondere an Medien aus denjenigen Ländern, die mit Russland um die Kontrolle über den Kaukasus und die kaspische Region konkurrierten. Als offizielle russländische Quellen versuchten, dieselben Medien mit Angaben zu analogen Handlungen der Separatisten zu beliefern, stießen diese Informationen auf die – sanfteren und weniger expliziten, aber sehr effektiven – Mechanismen, die in westlichen Medien unerwünschte Informationen herausfiltern. All dies schuf im Westen ein negatives Meinungsklima im Hinblick auf die russländische Politik in Tschetschenien, und wenn Russlands Kreditgeber eine solche Einstellung hatten, konnte dies schwerlich ignoriert werden.

Interessanterweise betrieb die russländische föderale Elite ihre ineffektive Informationspolitik

analyse

zu einer Zeit, als es in der Welt bereits Beispiele für eine weitaus geschicktere Steuerung von Kriegsnachrichten gab. Dies betraf nicht nur die tschetschenischen Separatisten, die übrigens die Medien in den von ihnen kontrollierten Gebieten einfach mit der Waffe in der Hand anleiteten. Die Rede ist von der Art, in der „fortgeschrittene demokratische“ Staaten die Berichterstattung zu militärischen Operationen lenken, vor allem im Golfkrieg von 1991, der später die Berichterstattung zum zweiten Tschetschenienfeldzug beeinflusste. Während der Operation „Desert Storm“ gelangte das System des JournalistInnenpools – einer privilegierten Gruppe, die Zugang zur Konfliktzone bekam – zur vollen Entfaltung. Die anderen erhielten einfach keine Visa. Außerdem kontrollierten die Militärs fast alle Bewegungen der JournalistInnen aus dem Pool, und diese waren verpflichtet, ihre englischsprachigen Texte den Militärs zur Abstimmung vorzulegen. Die Situation in Tschetschenien in den Jahren 1994–1995 war unendlich weit von diesem Modell entfernt, vor allem deshalb, weil die föderale Elite unvorbereitet und zersplittert war, aber auch aus anderen Gründen. Dazu gehörte die Unmöglichkeit, ein Visaregime einzuführen, und das opportunistische Verhalten der gewöhnlichen Wehrpflichtigen, die sich oftmals mit den JournalistInnen solidarisch zeigten.

DER ZWEITE TSCHETSCHENIENKRIEG:
UMGRUPPIERUNG DER AKTEURE UND NACHSICHT
DES VOLKES

Zu Beginn des zweiten Tschetschenien-Kriegs hatte sich viel verändert. Bereits während der Wahlen von 1996 hatten sich rivalisierende oligarchische Gruppen, darunter „Media-MOST“, zusammengetan, um Jelzin zu unterstützen. Dies führte zu einer koordinierten und erfolgreichen Propagandakampagne, die dem unpopulären

Präsidenten einen neuen Sieg bescherte. Ein Teil dieser Kampagne betraf Tschetschenien: Der Waffenstillstand wurde als erfolgreicher Abschluss des Krieges präsentiert, und die Banditen von gestern wurden vom Fernsehen plötzlich in offizielle Führungspersonlichkeiten verwandelt. Jelzins Entourage zog daraus ihre Lehren. Obwohl alle „Helfer“ belohnt wurden, mutierte „Media-MOST“ bald zum untergeordneten Partner; um aus dieser Abhängigkeit auszubrechen, entschloss sich Gusinskij, im Wahlzyklus 1999–2000 nicht auf Jelzins designierten Nachfolger Wladimir Putin zu setzen, sondern auf dessen schwächere Gegenspieler. Die Pro-Jelzin-Gruppe schaffte es allerdings, anders als 1994, nicht nur ORT, sondern auch RTR zu mobilisieren – zwei Sender, die dem medialen Einfluss von NTW nun gemeinsam überlegen waren. Zudem war dem zerfallenden Staatsapparat zu diesem Zeitpunkt endlich klar geworden, was er noch für Durchsetzungsmöglichkeiten besaß, und er begann, diese offensiv zu nutzen, um Druck auf „Media-MOST“ und dessen Geldgeber auszuüben. All dies erschwerte es den zentralen Fernsehkanälen ungemein, oppositionelle Sichtweisen zum zweiten, im Sommer 1999 begonnenen Tschetschenienkrieg zu bringen.

Ein weiterer bedeutender Faktor im Wandel der Berichterstattung zum Tschetschenienkonflikt war der Umbruch in der öffentlichen Meinung. Hatte in der ersten Hälfte der 1990er Jahre die Unzufriedenheit mit den Schwierigkeiten der Übergangszeit lediglich zu Missstimmung über die eigene Regierung geführt, so kam Ende der 1990er noch eine argwöhnische und manchmal feindselige Haltung gegenüber dem „Westen“ hinzu. Seit der Perestrojka war der Westen bei den Menschen in Russland auf ein verstärktes Interesse, ja auf Bewunderung gestoßen und als eine Art magischer Helfer betrachtet worden, der

analyse

Russland schnell die Demokratie und effektives Wirtschaften beibringen würde. Ende der 1990er Jahre wurde die Bewunderung durch Enttäuschung abgelöst, und der Westen galt nun als ein starker Konkurrent, der nicht an Russlands Wohlergehen interessiert sei. Diese Sicht wurde durch die Operation der USA in Jugoslawien im Frühjahr 1999 stark begünstigt, da sie – wie die RussländerInnen meinten – die kritische Haltung der AmerikanerInnen gegenüber Menschenrechtsverletzungen in Tschetschenien als heuchlerische Rhetorik erscheinen ließ. Im Mai 1999, während der Bombenabwürfe auf Belgrad, erreichte die negative Einstellung der RussländerInnen zu den USA ihren Höhepunkt, und zum ersten Mal seit einem Jahrzehnt war eine Explosion von Patriotismus und Nationalismus zu beobachten.

Die Möglichkeit, die zersplitterte russländische Nation um den Kampf mit einem gemeinsamen Feind herum zu konsolidieren, blieb der politischen Elite nicht verborgen. Zusammen mit einer Reihe mutmaßlich tschetschenischer Terroranschläge in russländischen Städten sorgte diese Situation dafür, dass sich bei der Bevölkerung Russlands die Bereitschaft zur gewaltsamen Lösung des Tschetschenien-Konflikts entwickelte.

Bereits zu Beginn des zweiten Feldzugs, noch bevor die Propagandamaschinerie vollständig zum Einsatz kam, wurde eine solche Lösung von 60% der RussländerInnen unterstützt; im Jahr 2000 stieg diese Unterstützung um weitere ca. 10%. Selbst Mitte 2002, als der Großteil der Bevölkerung schon des langwierigen Konflikts müde war, blieb die Unterstützung für das Vorgehen der Regierung in Tschetschenien höher als 1994–1995. Die Popularität des zuvor völlig unbekanntem Wladimir Putin, der Mitte 1999 Premierminister wurde, war ganz seinem entschlossenen Vorgehen in Tschetschenien zu verdanken – also genau der Politik, für die Jelzin seinerzeit einen hohen Preis hatte bezahlen müssen.

WIE ES ZUR INVERSION DER FERNSEHBILDER KAM
Unter diesen Bedingungen ist es sehr schwer zu sagen, ob die Berichterstattung zum Krieg die Ursache oder die Folge der Befürwortung des Tschetschenien-Kriegs war, es lässt sich jedenfalls eine starke Konvergenz zwischen beiden feststellen. Außerdem war die Kriegsberichterstattung auf allen zentralen Fernsehkanälen annähernd gleich.

Jetzt wurden nicht mehr nur die Ziele, sondern auch die Methoden des Konflikts akzeptiert, ohne sie in Zweifel zu ziehen. Es gab praktisch keine Meldungen über die Ineffektivität der russländischen Truppen, und deren Gegner wurden häufiger als Banditen und illegale bewaffnete Formationen bezeichnet. Von den Bildschirmen verschwanden von den Separatisten gedrehtes Videomaterial und Interviews mit ihren Anführern; stattdessen gab es jetzt viele Interviews mit Repräsentanten der russländischen Truppen. Daher tauschten die Tschetschenen und die „Föderalen“ jetzt ihre Rollen: Nun wirkten erstere gesichtslos und waren letztere als Personen wahrnehmbar. Außerdem wurde nicht mehr zwischen einfachen russländischen Soldaten und deren Führung unterschieden; gleichzeitig wurde, besonders in offiziellen Mitteilungen, ständig zwischen den illegalen bewaffneten Einheiten und dem friedfertigen tschetschenischen Volk unterschieden. Auf den Bildschirmen war viel seltener Gewalt und menschliches Leiden zu sehen.

Technisch wurde diese Einhelligkeit mit mehreren Mitteln erreicht, die die russländische Führung anhand ihrer eigenen Erkenntnisse im ersten Tschetschenienkrieg und der Erfahrung anderer militärischer Operationen, vor allem des Golfkriegs, entwickelte. Erstens kommunizierten die Militärs nun aktiv mit JournalistInnen, anstatt sich vor ihnen zu verstecken, und produzierten ständig die von diesen benötigten Interpretationen der Ereignisse. Zweitens setzte

analyse

die Regierung in dem Maße, in dem sie ihre Machtposition stärken konnte, immer intensiver ihre Möglichkeiten ein, Zwang auszuüben. Da sie kein Visaregime einführen konnte, schuf die Regierung in Tschetschenien die Institution der Akkreditierung; diese musste man sich in Moskau besorgen, um nach Tschetschenien reisen zu können. Alle akkreditierten JournalistInnen befanden sich in eigens angelegten Pressezentren, sie konnten sich die Orte, über die sie berichteten, nicht selbst aussuchen und wurden von Militärs dorthin begleitet. Es war offiziell verboten, sich ohne Begleitung fortzubewegen, und alle, die sich darüber hinwegsetzten, konnten verhaftet werden – jetzt, da die Regierung sich in viel stärkerem Maße auf professionelle Militärs als auf Wehrpflichtige stützte, gab es in der Armee viel weniger Opportunismus. Besonders sorgfältig wurden Versuche unterbunden, Kontakt mit separatistischen Quellen aufzunehmen. Am wichtigsten aber war, dass die Regierung, wie bereits erwähnt, die elektronischen Medien unter ihre Kontrolle gebracht hatte: Selbst wenn es den JournalistInnen gelang, alternatives Material zu filmen oder von den Separatisten zu bekommen, waren die Chancen, dieses über die zentralen Kanäle zu senden, gleich Null. Oppositionelle Berichte konnten nur in unbedeutenden Medien erscheinen, die aktivsten Oppositionellen wurden jedoch auf unterschiedliche Weise verfolgt. Zudem wandelte sich auch die internationale Medienpolitik der russländischen Regierung. Vor allem schnitt sie die tschetschenischen Quellen praktisch ganz von den westlichen Medien ab. Außerdem reagierte Wladimir Putin ausgesprochen kaltblütig auf die Unzufriedenheit des Westens, und diese Kaltblütigkeit wurde umso größer, je höher die Ölpreise stiegen. Abschließend sei festgestellt, dass es trotz der offensichtlichen Unterschiede in der Berichterstattung zu den beiden Kriegen auch gemeinsame As-

pekte gibt. Der wichtigste von ihnen hat mit dem Öl zu tun, genauer gesagt mit seiner Abwesenheit im Diskurs über den Krieg. Die Ölvorkommen im Kaspischen Meer, zu denen die kaukasischen Republiken den Schlüssel darstellen, waren und bleiben einer der wichtigsten Gründe, warum verschiedene internationale AkteurInnen auf der globalen Arena an einer Kontrolle über diese Region interessiert sind. Die Rhetorik beider Seiten im Tschetschenien-Konflikt war allerdings eine völlig andere: Die Anführer der Separatisten begründeten ihr Vorgehen mit dem Kampf um die nationale Unabhängigkeit, die „Föderalen“ hingegen sprachen vom Kampf um die Verfassungsordnung und die territoriale Integrität Russlands. Für keine der beiden Seiten lohnte es sich, die mit dem Öl zusammenhängenden Hintergründe für den Konflikt aufzudecken, die beide Gegenspieler in Verruf gebracht hätte. Daher war dieses Thema, das Antworten auf viele Fragen der RussländerInnen hätte geben können, im russländischen Fernsehen und in den Medien der Separatisten kaum präsent.

*Aus dem Russischen und Englischen
von Mischa Gabowitsch*

ÜBER DIE AUTORIN:

Olessia (Jelena) Koltsova unterrichtet Massenkommunikation an der Fakultät für Soziologie der Hochschule für Wirtschaftswissenschaften in Sankt-Petersburg. Sie beschäftigt sich seit neun Jahren mit der Nachrichtenproduktion in Russland und mit der Transformation der postsowjetischen Medien.

LESETIPP:

Olessia Koltsova, *News, Media and Political Power in Russia*, London: RoutledgeCurzon, 2006, S. 205–25.

TSCHETSCHENIEN: ERINNERN AN EINEN KRIEG, DEN ES NICHT GIBT

Natalja Konradowa

portrait

Anders als alle vorhergehenden Kriege hat der Krieg in Tschetschenien keine eigene Form der Erinnerung gezeitigt. Im Bewusstsein der Menschen in Russland ist er, trotz seines offiziellen Status als „Aktion zur Herstellung der verfassungsmäßigen Ordnung“, eine Fortsetzung des ungerechten und ungerechtfertigten Kriegs in Afghanistan.

Seit dem Beginn des ersten Tschetschenienkriegs wurden die wichtigsten Gedenkfunktionen, wie das Sammeln von Mitteln, das Errichten von Mahnmalen und die Veröffentlichungen in der Presse, von „afghanischen“ Veteranenverbänden ausgeübt. Die Namen der Kriegsoffer wurden auf bereits bestehenden Denkmälern eingefügt; ab Ende der 1990er Jahre stellte man gemeinsame Mahnmale für alle in Krisenherden umgekommenen Soldaten auf. Man kann also eher von einer „tschetschenischen Periode“ im Denkmalbau sprechen als von Mahnmalen für die in Tschetschenien Getöteten. Diese Periode umfasst die letzten vier, fünf Jahre.

Da die „tschetschenischen“ Mahnmale von Anfang an nicht eigenständig waren, soll hier zunächst kurz die „afghanische“ Tradition, die bis heute als Grundlage für das Gedenken an die „tschetschenischen“ Soldaten dient, gekennzeichnet werden. Bereits ab der zweiten Hälfte der 1980er Jahre, als das Gedenken an die „internationalistischen Kämpfer“ legalisiert wurde, bildete sich eine eigene, prägnante und

erkennbare Sprache des Gedenkens heraus. Einerseits verweist sie auf die Mahnmale des „Großen Vaterländischen Krieges“ und drückt so die Kontinuität kriegerischen Heldentums aus. Die neuen Denkmäler wurden neben den alten errichtet, wiederholen deren Komposition und zitieren sogar einige ihrer Motive, etwa fliegende Kraniche. Andererseits transportieren die Mahnmale für Soldaten der letzten Kriege eine sehr andere Bedeutung: Die neuen Helden werden als Opfer politischer Intrigen, ihr Tod wird als Resultat einer tragischen Entscheidung zwischen Gerechtigkeit und Soldatenpflicht dargestellt, bei der die letztere sich durchsetzte.

Das Gefühl der Ungerechtigkeit kann auch in Inschriften zum Ausdruck kommen, beispielsweise auf einem Mahnmal in Rostow: „Wir sind rein vor dir, Heimat! Sei auch du rein vor uns!“. In der Regel tragen jedoch weniger die Worte als vielmehr die visuellen Elemente die Bedeutung, auch sind diese weniger konformistisch. Die Soldaten werden eingemauert



„Das Denkmal der BürgerInnen von Mytischtschi, die bei der Ausübung ihrer Soldaten- und Amtspflicht umgekommen sind“, 2002. Foto von der Website „Bojowoje bratstwo“, <http://wwwbbratstvo.ru>

portrait

(s. Abb.) oder an Metallkonstruktionen angekettet dargestellt; besonders häufig trifft man auf das Motiv eines gespaltenen Steins, eines Risses oder Spalts in einer Wand. Die für die Wahl solcher Bilder verantwortlichen Veteranen erklären den Riss oder Spalt als Symbol für ein zerschlagenes menschliches Leben. Ich möchte unterstreichen, dass diese nichtfigurativen Motive eine absolute Neuheit in der russländischen künstlerischen Tradition des Gedenkens darstellen. Nie zuvor kam einem abstrakten plastischen Objekt solche Bedeutung zu. Dies hat weniger mit der Überzeugungskraft des Visuellen zu tun, als mit der Gewohnheit, die reale Bedeutung des Kriegs hinter mittelbaren und quasi mehrdeutigen Aussagen zu verbergen. Verbale Ausdrucksformen erscheinen oft, wenn auch zu Unrecht, direkter als visuelle. Diese Gewohnheit besteht seit den Zeiten, als es verboten war, offen über den Afghanistankrieg zu sprechen, und wird nun auf den Tschetschenienkrieg übertragen.

Somit setzt die „tschetschenische Periode“ russländischer Kriegsdenkmäler eine bestehende Tradition fort. Zugleich weicht das expressive Bild des Soldaten, der in der Fremde eines qualvollen Todes stirbt, allmählich dem des ruhigen und kriegsmüden Soldaten. Immer öfter wird dieser sitzend, mit gesenkter Waffe, in eindeutig nicht kämpferischer Haltung abgebildet. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Diskussion um ein Mahnmal im Moskauer Bezirk Marjino. Dort gaben die AnwohnerInnen ihrem Unmut darüber Ausdruck, dass der „müde Soldat“ einem Deserteur ähnele (s. Bildhinweis unten). Dieses Denkmal ist nicht konkreten Opfern gewidmet, sondern stellt einen Versuch dar, die tragischen Kriegserfahrungen der letzten Jahre zu verallgemeinern. Es erwies sich, dass die Öffentlichkeit nicht bereit ist, ein unheroisches Bild eines russländischen Soldaten zu akzeptieren.

Die Errichtung universeller, dem „Krieger überhaupt“ gewidmeter Mahnmale löst das Gedenken immer weiter vom konkreten historischen Geschehen. Ihren Ursprung hat diese Tendenz eindeutig auf staatlicher Seite. Denn es sind Fälle bekannt, in denen lokale Behörden etwa mit „Afghanen“ in Konflikt gerieten, die statt eines allgemeinen ein „eigenes“ Denkmal wollten.

Allerdings werden nicht nur die in Afghanistan oder Tschetschenien Gefallenen selten eines „eigenen“ Denkmals für würdig befunden; dies gilt auch für die Opfer aller anderen militärischen Konflikte, an denen die russländische (und vorher die sowjetische) Armee beteiligt war, von Tadschikistan bis Angola. Diese Konflikte finden erst in letzter Zeit in den Medien Erwähnung, in der Regel nur in der Form kollektiver Euphemismen wie „lokale Kriege“, „Erfüllung unserer internationalen Pflicht“ oder „Militäreinsatz auf dem Gebiet anderer Länder“.

Diese Kriege sind für die Veteranen wie für einfache Menschen in Russland im Grunde genommen ein einziger Krieg, in dem unser kollektives Gedächtnis keine konkreten Ereignisse unterscheidet. Nur die „Afghanen“ haben heute einen offiziellen Status. Das hat damit zu tun, dass der Afghanistankrieg als Fehler des alten Regimes dargestellt wird – weswegen auch das Gedenken daran legal ist –, während der Tschetschenienkrieg in Wirklichkeit noch gar nicht zu Ende ist.

Obwohl die Zahl der Toten in Tschetschenien nach einigen Berechnungen schon lange die Verluste in Afghanistan übersteigt und obwohl der Tschetschenienkrieg ein interner Krieg ist, nehmen die RussländerInnen Tschetschenien als ein im Verhältnis zu Russland externes Gebiet wahr. Für uns ist der Krieg in Tschetschenien ein weiteres „Afghanistan“. Aus eben diesem Grund sind die Neuerungen in den Gedenktraditionen

portrait

im Vergleich zur bestehenden „afghanischen“ Tradition von Kriegsdenkmälern nicht wesentlich.

Aus dem Russischen von Mischa Gabowitsch

ÜBER DIE AUTORIN:

Natalja Konradowa (Jg. 1974) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Abteilung „Sprachen der Kulturen“ des Russländischen Instituts für Kulturwissenschaften. Sie hat mehrere Artikel zur naiven Kunst und zur Tradition der russländischen Kriegsdenkmäler verfasst.

LESETIPPS:

- Natalija Danilova, Kontinuität und Wandel. Die Denkmäler des Afghanistankrieges, in: Osteuropa 4–6 (2005), S. 367–386.
- Natal'ja Konradova/ Anna Ryleva, Helden und Opfer. Denkmäler in Russland und Deutschland, in: Osteuropa 4–6 (2005), S. 347–365.

BILDHINWEIS:

Denkmal „Soldat des Vaterlands – 20. Jahrhundert“ von W.A. Surowzew, 2002, Foto auf der Webseite des Bildhauers www.surovtsev.ru/works14.html

ZUR ÖFFENTLICHEN WAHRNEHMUNG DES AFGHANISTAN-KRIEGS
IM HEUTIGEN RUSSLAND

Alexej Lewinson

skizze

Dieser Artikel fragt nach dem Platz des Afghanistankrieges im heutigen öffentlichen Bewusstsein in Russland, nicht nach historischen Fakten und Ereignissen. Er basiert auf Interviews und Aufsätzen von Moskauer SoziologiestudentInnen im 4. Studienjahr, also von jungen Leuten, die erst nach dem Beginn des Kriegs geboren wurden. Das Interviewthema hieß: „Der Afghanistankrieg. Was wussten wir davon, wie dachten wir darüber (vor dem Kinostart von Die 9. Kompanie)“.¹ Das Material erlaubt zwar keine statistische Analyse, wohl aber qualitative Interpretationen. Der Autor fügt ihnen seine eigenen Eindrücke und Erinnerungen hinzu.

DER KRIEG IST VERGESSEN, SACHAROW IST
VERGESSEN, ABER MAN GIBT IHM RECHT

Meine Position würde ich als die Position der liberalen Intelligenzija bezeichnen. Sie tritt für die Aufnahme Russlands in den Kreis der europäischen Länder und für die Verbreitung der wichtigsten Prinzipien und Werte dieser Gemeinschaft unter den RussländerInnen ein. Die liberale Intelligenzija war von Anfang bis Ende gegen den Afghanistankrieg. Allerdings trat als einziger Andrej Sacharow mit dieser Position an die Öffentlichkeit. Vom Rednerpult des Kongresses der Volksdeputierten herab nannte er den Krieg verbrecherisch. Diese Einschätzung wurde von der Gesellschaft zunächst abgelehnt. Inzwi-

schen stufen nach einer Umfrage des Lewada-Zentrums (Februar 2005, befragt wurden 1.600 Personen, repräsentativ für die russländische Bevölkerung ab 18 Jahren) etwa 75 % der Menschen in Russland den Krieg in Afghanistan als „ungerecht“ ein. Wie allerdings die Interviews mit StudentInnen zeigten, haben die jungen Menschen Sacharows Schritt vergessen.

Auch der Krieg selbst, den die Sowjetunion von 1979 bis 1989 in Afghanistan führte, war in Russland lange ein „vergessener“ Krieg. Obwohl der „Große Vaterländische Krieg“ gegen NS-Deutschland fast ein halbes Jahrhundert früher endete, ist die Erinnerung an ihn in den Medien und in den Köpfen der Menschen lebendig. Die

¹ Der Leitfaden für die wechselseitigen Interviews der StudentInnen bestand aus acht Fragen. Es entstanden 25 halbstrukturierte Interviews und 25 diese Interviews interpretierende Aufsätze. Das Material wurde von MitarbeiterInnen des Lewada-Zentrums ausgewertet, denen der Autor hiermit seinen aufrichtigen Dank ausspricht.

skizze

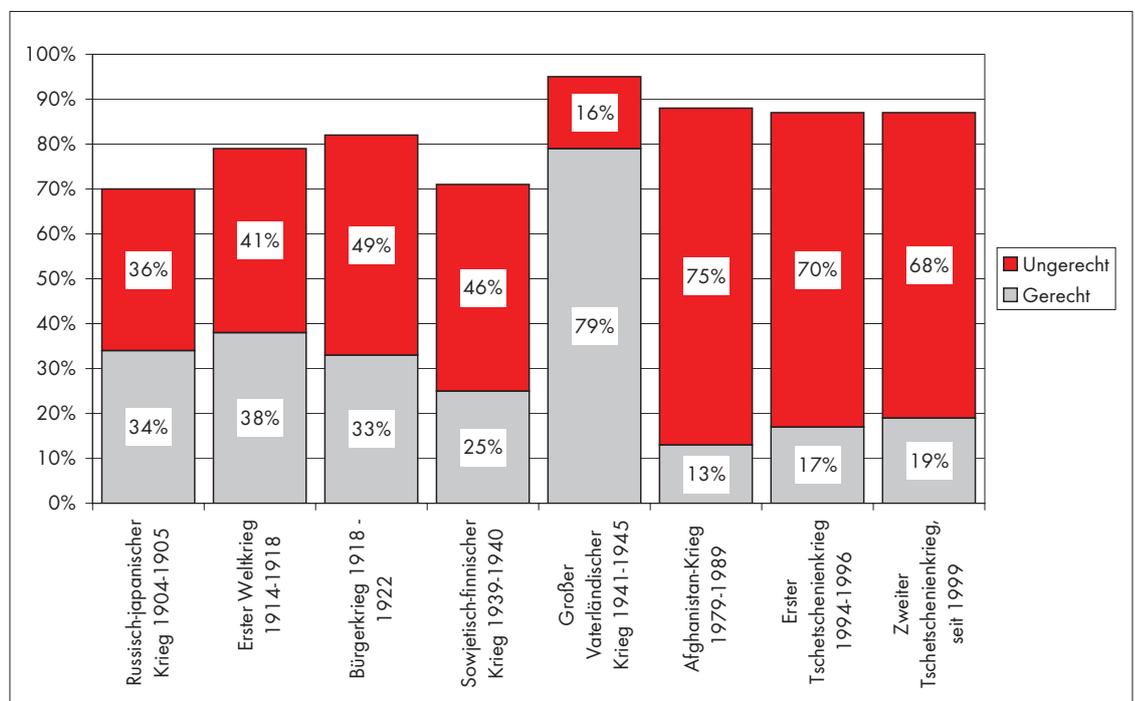
Erinnerung an den Afghanistan-Krieg wurde hingegen in erheblichem Maße verdrängt. Davon sprechen auch die StudentInnen, wenn sie an die aufwändigen Feierlichkeiten zum 60. Jahrestag des Großen Vaterländischen Kriegs erinnern. „Das war ein großer, richtiger Krieg; man sieht, dass man sich an ihn, doch nicht unbedingt an Afghanistan erinnern soll.“

Im Übrigen nennen die StudentInnen auch andere Gründe dafür, dass sie selbst fast nichts über diesen Krieg wissen und kaum jemand von den Älteren ihnen von ihm erzählt hat. Ihrer Meinung nach hat dies erstens mit aktuellen anderen, „vielleicht wichtigeren Kriegshandlungen (Tschetschenien, Irak) und mit den Ereignissen in Georgien“ zu tun; vor diesem Hintergrund „denkt niemand an Afghanistan“. Zweitens ist „ein Land, das einen Krieg verloren hat, bestrebt, die Tatsache zu vergessen, dass dieser Krieg stattgefunden hat“.

Ich möchte allerdings darauf hinweisen, dass die Erfahrungen aus Afghanistan im militärischen Milieu immer noch geschätzt werden und dass die damals entstandene Folklore, etwa die Lieder, unter den Veteranen dieses Kriegs weiterhin gepflegt wird. Die Gesellschaft als ganze zieht es jedoch vor, diese traumatische Erfahrung zu verdrängen, nachdem sie der Erinnerung an diesen Krieg mit der Errichtung einiger Mahnmale ihren Tribut gezollt hat.

WOZU BRAUCHEN WIR AFGHANISTAN?!

Als Ende 1979 sowjetische Truppen in Afghanistan einmarschierten, waren in der Öffentlichkeit keine besonders scharfen Verurteilungen dieser Aktion zu hören. Eher wurde nach einer gebührenden Erklärung dafür gesucht. Die einen sahen das Ziel darin, dass ein Zugang zum Indischen Ozean erobert werden sollte, um den Status der UdSSR



Unter „gerecht“ sind alle Antworten vom Typ „eindeutig gerecht“ und „eher gerecht“ zusammengefasst, unter „ungerecht“ die Antworten „eindeutig ungerecht“ und „eher ungerecht“. Der Anteil der Befragten, die die Frage nicht beantworten konnten, variiert zwischen 29% im Falle des sowjetisch-finnischen Kriegs (über den viele fast gar nichts wissen) und 5% im Falle des Großen Vaterländischen Kriegs. Lewada-Zentrum. Februar 2005, befragt wurden 1.600 Personen (repräsentative Auswahl für die russländische Bevölkerung ab 18 Jahre).

skizze

als globale Hegemonialmacht zu festigen. Andere gaben die pragmatischere Begründung, es gehe darum, sich die Kontrolle über die wichtigsten Ölvorkommen der Welt zu sichern. Nur wenige glaubten, die Invasion sei auf Bitten der wenig bekannten und eindeutig unselbständigen Anführer der Afghanischen Revolution erfolgt, die aus irgendeinem Grund den mit der Sowjetunion befreundeten Mohammed Zahir Schah gestürzt hatten. Entweder, so dachten die Leute, hatten „unsere“ PolitikerInnen einen Fehler begangen, indem sie diese Revolution aus ideologischen Beweggründen unterstützten, und nun mussten die Militärs ihn korrigieren, oder die Lage hatte sich so verändert, dass jetzt, nach Stalins Eroberungen in den 1940ern, der nächste Schritt zur Ausweitung „unserer“ Einflusszone getan werden konnte.

Somit kursierten anfangs zu den Vorgängen, die später zum Afghanistankrieg wurden, zwei unterschiedliche Einschätzungen: Der Krieg galt entweder als fataler politischer Fehler oder als kraftvoller militärisch-politischer Schritt. Wie groß war mein Erstaunen, als ich Anfang 2006 von jungen Leuten, die erst nach dem Beginn der Kriegshandlungen in Afghanistan geboren wurden, genau dieselben Erklärungen hörte. Wenn man die StudentInnen nach den Gründen für den Krieg fragt, erklären sie ihn am häufigsten mit dem Wunsch der Führung des Landes, „die Macht der UdSSR auszubauen“, und etwas weniger oft mit einer „inkompetenten Politik der UdSSR“. Von heutigen Erfahrungen geprägt ist dagegen die Auffassung, in Afghanistan sei der „Kampf gegen den Terrorismus“ geführt worden. Hier setzen die jungen Menschen die ihnen unbekannte Aktion der UdSSR mit dem gegenwärtigen Vorgehen der USA in Afghanistan und dem der russländischen Führung in Tschetschenien gleich.

Damals, in den 1980ern, brauchten die Sow-

jetbürgerInnen mehrere Jahre, um sich an den Gedanken zu gewöhnen, dass die sowjetische „Befreiungsarmee“ Krieg gegen die afghanische Zivilbevölkerung führte. Gefördert wurde dieser Prozess durch den Transfer des militärischen Diskurses in das Bewusstsein der BürgerInnen. Dies geschah auf eine Weise, die es ihnen weiterhin ermöglichte, die Sowjetunion als ein friedfertiges Land zu sehen. Am wichtigsten war hierfür, dass im Fernsehen und in der Presse ein Feindbild entstand: die „Duschmanen“ („Mujaheddin“). Dadurch kam vieles wieder ins Lot. „Unsere“ Armee kämpfte nicht gegen die Bevölkerung, sondern gegen einen bewaffneten Feind, also fast gegen eine Armee. Hilfreich war auch, dass der geopolitische Hauptopponent der Sowjetunion, die USA, eindeutig für die Kriegsgegner der UdSSR Partei ergriff. Der Konflikt erhielt dadurch eine sowohl für die Führung des Landes als auch für DurchschnittsbürgerInnen verständliche globale Dimension einer weiteren Konfrontation im gewohnten Rahmen des „kalten“ Kriegs. Im Übrigen wurden die von den Amerikanern gesendeten Signale, dass sie die Afghanen mit Waffen, aber nicht mit Soldaten unterstützten, so interpretiert: Wenn die Sowjetunion nicht auf weitere Expansion drängt, werden die USA wegen Afghanistan keinen Krieg mit ihr riskieren. Dies wurde als „Erlaubnis“ aufgefasst, die bereits begonnene Politik in Afghanistan fortzusetzen, solange man nicht versuchen würde, die globale geopolitische Balance zu verändern.

EIN „SELTSAMER KRIEG“

Der Krieg zog sich in die Länge; die Armee konnte sich keiner besonderen militärischen Erfolge rühmen. Soweit sich die gewöhnlichen BürgerInnen ein Urteil über das bilden konnten, was in den fernen Bergen geschah, wurde ihnen klar: Die Kräfte und Mittel, die die Sowjetunion einsetzte, würden nicht ausreichen, um nennenswerte Er-

skizze

folge zu erringen. Dabei könnte – so dachten die Leute – die militärische Großmacht, als die sich die Sowjetunion sah, ihre Truppen mühelos aufstocken und zumindest dank einer zahlenmäßigen Übermacht einen „vollständigen und entscheidenden Sieg“ erringen. Stattdessen wurde das Truppenkontingent in Afghanistan offiziell als „begrenzt“ bezeichnet, was bedeutete, dass dies auch so bleiben sollte. Immer öfter nannte man in der Presse (nicht aber von offizieller Seite!) das Geschehen in Afghanistan einen „Krieg“, obwohl es sich immer weiter von der verbreiteten Vorstellung von einem Krieg als Mittel zum Erringen eines Sieges entfernte.

Die Gesellschaft gewöhnte sich nach und nach an diesen „seltsamen Krieg“, und allmählich stellte sich heraus, wer diesen Krieg brauchte und wozu. Gerüchten zufolge nutzte die Armeeführung ihn, um ein kampferfahrenes Offizierskorps heranzuziehen. Dabei berief sie sich auf die USA und „deren Vietnam“ – die Amerikaner hätten ihre gesamte Armee da „durchgejagt“ und „wir“ müssten dasselbe tun. Die Rüstungsproduzenten erklärten, sie bräuchten ein „Testgelände“, um neue Waffentypen unter echten Gefechtsbedingungen zu erproben.

Von denen, die inzwischen aus Afghanistan zurückgekommen waren, erfuhr man, dass für viele dieser Krieg die einzige Möglichkeit war, schnell befördert zu werden oder, prosaischer, das Geld für eine Wohnung zusammen zu bekommen. Hinzu kamen Gerüchte über Korruption, über Handel mit Treibstoff oder sogar Waffen. Weiterhin war die Rede von Drogenhandel und davon, dass auch Militärs damit zu tun hätten.

Der Krieg als Prozess wurde für viele nützlich und unerlässlich. Notwendig war der Krieg, einen Sieg brauchte man nicht. Die Begrenztheit des militärischen Kontingents, möglicherweise eine Geste an Amerika und die NATO, erhielt intern für die sowjetische Seite eine neue Bedeu-

tung. Die Dauer des Kriegs – länger als der Zweite Weltkrieg – machte seine psychologische und wirtschaftliche Besonderheit aus. Von den jungen Menschen heute haben allerdings nur wenige davon gehört, dass der Krieg sich in die Länge zog und es sehr schwierig war, ihn zu beenden. Ihrer Meinung nach lag die Schwierigkeit darin, dass „ein Land, das gewohnt ist, Krieg zu führen und nach militärischen Regeln zu leben, nicht anders kann“.

„DAS AFGHANISTAN-SYNDROM“

Die Gesellschaft gewöhnte sich daran, dass sie irgendwo da unten einen Krieg führte. Zwei Dinge bewirkten jedoch lang andauernde heftige Irritationen:

Erstens: die Verluste, die Särge, die „Fracht 200“, wie man sie auch im Zivilleben zu nennen begann. Daran erinnert man sich heute noch. Gleichzeitig vermischt sich bei den jungen Leuten die Erinnerung an die Opfer unausweichlich mit der Idee, dass diese Opfer sinnlos waren. „Sie sind umsonst umgekommen.“ Danach gehen die Meinungen jedoch auseinander. Die einen bekunden besonderes Mitleid mit den Opfern, weil diese selbst nicht verstanden, wofür sie kämpfen sollten, sondern nur Schachfiguren in einem politischen Spiel waren. Die anderen halten die Opfer deshalb für umsonst, weil das vorgegebene Ziel nicht erreicht wurde. Konkret bedeutet das: „Sie sind vergeblich umgekommen, weil der Krieg dem Land, für das sie kämpften, nichts gebracht hat.“ Dabei haben die jungen Leute nicht die geringste Vorstellung davon, wie viele ihrer Altersgenossen in jenem Krieg gefallen sind, sind aber überzeugt, dass erstens die genaue Zahl sicherlich geheim gehalten wird und dass es zweitens bestimmt „viele“ waren. Die offizielle Statistik beziffert die Verluste der sowjetischen Seite während des gesamten Afghanistankriegs auf etwa 15.000 Personen.

skizze

Zweitens: die Rückkehr der Überlebenden. In vielen Ländern, angefangen mit dem alten Rom, schuf die Heimkehr von Menschen, die in der Fremde für etwas anderes als die Freiheit ihrer Heimat gekämpft hatten, Probleme. Die „Afghanen“ wurden in ihren Heimatstädten und -dörfern oft weder erwartet, noch waren sie dort erwünscht. Die einen hatten Angst vor ihnen, weil dies Menschen mit schrecklichen Erfahrungen waren, von denen manche zugaben, dass sie zuweilen auch friedliche ZivilistInnen umbringen mussten. Die anderen hatten Angst vor den „Afghanen“, weil diese für „unser“ gewöhnliches Leben untaugliche, „übertriebene“ Vorstellungen von Ehrlichkeit, Gerechtigkeit und ihren eigenen, mit Blut erkaufte Rechten mitbrachten. Die einen wie die anderen hielten sich fern von ihnen; denn diese Menschen waren traumatisiert, neigten zu hysterischen Anfällen, wurden schnell gewalttätig, und viele von ihnen verloren den Verstand oder begingen Selbstmord.

Die „Afghanen“ flößten Furcht ein. Erschreckend war jedoch auch, dass nahezu die gesamte Gesellschaft sie zurückwies. Typisch für die BeamtenInnen, an die sich die „Afghanen“ wandten, um die ihnen zustehenden Hilfgelder, Vergünstigungen usw. zu erhalten, war die stereotype Aussage: „Ich habe euch ja nicht dahin geschickt!“. Vielleicht versuchte die Gesellschaft, sich in solch unfeiner Form vom Schmutz des Kriegs rein zu waschen, dessen „unfeinen“ Charakter sie insgeheim spürte. Bis heute vermischt sich im studentischen Milieu das Mitleid mit den Toten mit mangelnder Achtung für die am Leben gebliebenen Veteranen. Die StudentInnen meinen, dass diese nicht die gebührende Hilfe und Unterstützung erhalten, weil „die Afghanistankrieger sich in der Gesellschaft keinen Respekt verdient haben“. Die einen verbinden damit einen Vorwurf an die undankbare Gesellschaft: „Es ist für alle einfacher, sich nicht an die Opfer zu erinnern.“

Andere stimmen darin überein, dass man Leute, die „für nichts gekämpft haben“ oder „selber nicht wussten, wofür sie kämpfen“, zwar bemitleiden, nicht aber respektieren kann.

Über das Kriegsende weiß ein Großteil der jungen Leute nichts. Bezeichnenderweise verbinden aber viele das Ende des Kriegs in Afghanistan, an den sie sich nicht erinnern können und über den sie fast nichts wissen, mit einem anderen Ereignis, das im Gegensatz dazu Spuren in ihrem Bewusstsein hinterlassen hat, obwohl es in etwa dieselbe Zeit gehört. Dieses Ereignis nennen ihre Eltern und auch sie selbst den „Zusammenbruch der Sowjetunion“. Ihre Antworten zeigen, dass diese beiden Ereignisse im öffentlichen Bewusstsein zwar miteinander in Verbindung stehen, dass aber durcheinander gebracht wird oder nicht bekannt ist, was die Ursache und was die Folge war. Endete der Krieg, weil der Krieg führende Staat verschwand, oder führte das Kriegsende zum Verschwinden des Staates? Meiner heutigen Einschätzung nach war der Krieg in Afghanistan einer der Faktoren, die das Misstrauen der Menschen gegenüber den Machthabern vertieften und deren Sturz beschleunigten.

„NUTZLOSE“ KRIEGE

Diejenigen, denen noch das Ende des Afghanistan-Feldzugs im Gedächtnis ist, erinnern sich auch an den aus dem heutigen Massenbewusstsein verdrängten Jubelruf „Der Krieg ist vorbei!“. Und auch das „Afghanistan-Syndrom“, das die Gesellschaft damals erfasste, ist ihnen gegenwärtig: Nie mehr, hieß es, werden wir „unsere Jungs“ irgendwohin schicken. Um dieses Syndrom zu überwinden und einen neuen Krieg in den Bergen des Nordkavkasus zu beginnen, mussten dessen Urheber sich über beträchtlichen Widerstand hinwegsetzen. Der erste Tschetschenienkrieg wurde nach unseren Umfragen weder zu seinem Beginn, noch

skizze

während seines Verlaufs, noch nach seinem Ende von der russländischen Bevölkerung gebilligt.

Die von StudentInnen mit StudentInnen geführten Interviews endeten mit der Frage, welchem ihnen bekannten Krieg der Afghanistankrieg am meisten ähnelte. Am häufigsten verglichen sie ihn mit dem Tschetschenienkrieg:

„Ebenfalls ein Befreiungskampf eines anderen Volkes.“

„Die Jungs, die man dorthin schickt, wissen auch nicht, wofür sie kämpfen.“

Die bereits erwähnte Untersuchung des Lewada-Zentrums hat gezeigt, dass die russländische Gesellschaft sich weigert, Kriege zu billigen, die zu keinem territorialen Zuwachs führen. Dementsprechend häufen sich vergleichbare Aussagen unserer StudentInnen zum Afghanistankrieg-Feldzug:

„Der Krieg endete ergebnislos, nur unsere Leute sind umgekommen.“

Eine Studentin resümiert: *„Oh, das war ein nutzloser Krieg!“*

Der Krieg brachte also keinen „Nutzen“. Aber was für einen Schaden hat er aus heutiger Sicht angerichtet? Auf die Frage nach den bis heute spürbaren Auswirkungen des Afghanistankriegs antworten die StudentInnen, dass das „Ansehen des Dienstes in der Armee untergraben“ wurde. Man „drücke sich“ jetzt mehr, und „die Mütter überlegen sich jetzt, ob sie ihre Söhne in eine solche Armee, in den Tod schicken sollen“.

Der Afghanistankrieg weist viele Ähnlichkeiten mit den beiden Tschetschenienkriegen auf. Sehr

wichtig erscheint mir, die vergleichbare Dauer von etwa 10 Jahren und das Ausbleiben eines Siegs hervorzuheben. Wie diese schreckliche Geschichte beweist, braucht der Staat, aber auch die Gesellschaft diese nicht verheilende Wunde. Allerdings zeigt die Erfahrung des Afghanistankriegs, dass der Tag kommt, an dem der öffentliche Widerstand gegen den Krieg stärker wird als diese Faktoren. Dann endet der Krieg. Er endet mit einer militärischen Niederlage, die sich am Ende als Sieg der Gesellschaft erweist.

Aus dem Russischen von Mischa Gabowitsch

ÜBER DEN AUTOR:

Alexej Lewinson (Jg: 1944), Soziologe, arbeitet seit 1988 am Allrussischen Institut für Meinungsforschung, jetzt Lewada-Zentrum, und leitet dort die Abteilung für soziokulturelle Forschung. 2004 erschien sein Buch „Versuch einer Soziographie“, in dem unter anderem das Verhältnis der Bevölkerung der UdSSR/Russlands zu Krieg und Armee untersucht wird.

LESETIPPS:

- Aleksej Levinson, Gerechte Kriege. Krieg und Land als ethische Kategorien, in: Osteuropa 4–6 (2005), S. 387–393.
- Manfred Sapper, Die Auswirkungen des Afghanistan-Krieges auf die Sowjetgesellschaft. Eine Studie zum Legitimitätsverlust des Militärischen in der Perestrojka, Münster/Hamburg/Berlin 1994.



„DIE 9. KOMPANIE“: DER KRIEG IM RUSSLÄNDISCHEN KINO 2005

Julia Liderman

filmkritik

Fjodor Bondartschuks¹ Film „Die 9. Kompanie“ über den Krieg in Afghanistan spielte im Kinoverleih 20 Millionen US-Dollar ein (was 5.227.404 ZuschauerInnen entspricht), weitere drei Millionen brachte der Verkauf von DVDs. Der Film erhielt den nationalen Kinopreis „Goldener Adler“ als bester Spielfilm und den Hauptpreis der Russländischen Kinoakademie, den „Goldenen Widder“.

Dieser einhellige Erfolg bei Publikum, KritikerInnen und Kinoprofis wirft die Frage auf, worauf der hier erkennbare Konsens zwischen den russländischen ZuschauerInnen und der künstlerischen Elite basiert. Die seit kurzem gefeierte Wiedergeburt des russländischen Kinos, die an Kasseneinnahmen und großen Budgets festgemacht wird, geht einher mit der Wiederherstellung des sowjetischen narrativen Kanons und mit der Rückbesinnung auf die frühere Rolle von KünstlerInnen, Massenspektakel zu produzieren. Die Handlung des Films spielt 1989, im neunten Jahr des Afghanistan-Kriegs. Die Hauptfiguren, der angehende Lehrer „Worobuschek“ (Spätzchen), der angehende Maler „Dschokonda“ (Mona Lisa), der junge Obdachlose „Ljutjy“ (der Wilde) und Stas, Sohn einer alleinerziehenden Mutter, lernen sich kennen, als sie zur Armee eingezogen werden. Im Übungslager vor der Abfahrt an die Front erlangen sie nicht nur militärische Fertigkeiten, sondern bekommen auch bestimmte Vorstellungen über echte Männerfreundschaft und allgemein über das Leben vermittelt.

Die ethnisch gemischte „9. Kompanie“, der die Helden des Films zugeteilt werden, findet am Ende den Tod. Der einzige Überlebende (Ljutjy) erfährt später, dass seine Kameraden durch ein Versehen des Oberkommandos umgekommen sind: Sie hielten auf einer Anhöhe die Stellung, obwohl Moskau bereits den Truppenabzug be-

schlossen hatte. Das Finale des Films unterstreicht die prinzipiell unvereinbaren Ebenen der Erzählung: einerseits die Schuld der Führung im allgemeinsten Sinne am sinnlosen Krieg und am Zerfall des Landes, andererseits die Größe des einfachen Soldaten, der bei der Befehlsausführung sein Leben opfert.

KINOINDUSTRIE UND NARRATIVER KANON

Die mit der Produktion und dem Vertrieb des Films verbundenen Zahlen und Fakten waren ein wichtiges, wenn nicht sogar das Hauptargument für die künstlerische Qualität des Streifens. In der Selbstdarstellung auf der Webseite des Films (www.9rota.ru/flashindex.html) und in der Kritik werden ausnahmslos das Budget in Höhe von neun Millionen Dollar, die Teilnahme von Stars (darunter Fjodor Bondartschuk, Michail Poretshenkov und Alexander Lykow), die hohe Bild- und Tonqualität und die Spezialeffekte hervorgehoben.

Die heldenhafte Version der Erinnerung an den Krieg, die handlungstechnisch durch den Untergang des Helden verkörpert wird, ist im postsowjetischen Kulturraum direkt mit der Rolle des Siegs im „Großen Vaterländischen Krieg“ und mit der positiven Bedeutung der sowjetischen Periode verknüpft. Natürlich ist „Die 9. Kompanie“ nicht „der erste richtige Kriegsfilm in Russland“, wie auf der offiziellen Webseite behauptet wird. Seit Anfang der 2000er Jahre sind viele Filme und Serien über den „Großen Vaterländischen Krieg“ und über die Kriege im Kaukasus im Verleih. Der erste preisgekrönte neue Kriegsfilm war „Der Stern“ von Nikolaj Lebedew (2002), ein Remake des gleichnamigen Films von 1949. „Die 9. Kompanie“ ist bereits im Kontext neuer russländischer Kriegsfilme entstanden, nimmt teilweise darauf Bezug, setzt Schauspieler in Rollenfächern ein,

¹ Geb. 1967, Sohn des berühmten sowjetischen Regisseurs Sergej Bondartschuk.

filmkritik

die ihnen andere Regisseure zugewiesen haben, macht von bereits erprobten Motivsträngen Gebrauch und nutzt vor allem das bereits in sowjetischer Zeit zum Stereotyp gewordene und in den 1990er Jahren nicht neu durchdachte Motiv von der Größe des Menschen, der sich um der Erfüllung einer Aufgabe willen aufopfert.

DAS RUSSLÄNDISCHE KINO-MASSEN-PUBLIKUM

Die Inhalte des Fernsehprogramms sind in der heutigen russländischen Gesellschaft ein universell verbreitetes Wissen, denn das Fernsehen füllt einen Großteil der Freizeit der meisten Menschen in Russland aus. Und der Erfolg der „9. Kompanie“ hat in erheblichem Maße damit zu tun, dass der Film als Produkt für FernsehzuschauerInnen angelegt ist. Obwohl es sich um einen Spielfilm handelt, hat die Fernsehwerbung eine wichtige

Rolle bei seiner Promotion gespielt. Zudem bedient sich der Kinotext reichlich bei TV-Formaten.

Im ersten Teil, der etwa zwei Drittel des Films ausmacht, wird die Vorbereitung der Rekruten auf die Kriegshandlungen gezeigt. Als nächstgelegene filmgeschichtliche Quelle der Motive und Aufnahmeperspektiven lässt sich Stanley Kubricks Antikriegsfilm „Full Metal Jacket“ nennen. Aber viele Verfahren in diesem Teil des Films leiten sich aus Fernsehformaten ab, was zum großen Erfolg des Films beigetragen hat.

Zweimal zeigt der Regisseur Aufnahmen von Jubelszenen in Zeitlupe, die an Wiederholungen von Schlüsselszenen in Sportsendungen erinnern. Beim ersten Mal wird gejubelt, weil der Held einer Strafe entgangen ist, beim zweiten Mal, weil die Rekruten in einer Übung eine Anhöhe

PUTIN ÜBER „DIE 9. KOMPANIE“

Am 7. November 2005 empfing Präsident Putin das Filmteam von „Die 9. Kompanie“ in seiner Residenz in Nowo-Ogarjowo. Neben einer intensiven kommerziellen Werbekampagne dürfte auch dieser ungewöhnliche Schritt zum großen Erfolg des Films beigetragen haben. Hier einige Ausschnitte aus Putins Rede an Fjodor Bondartschuk:

„Fjodor Sergejewitsch, zuallererst möchte ich Ihnen danken. (...) Meiner Meinung nach ist es ein sehr gelungener Film. (...) Wie bei jedem Kunstwerk sieht man natürlich, dass es kein Stück Realität ist, sondern das Ergebnis kreativer Arbeit. Aber meiner Meinung nach ist es sehr nah an der Wirklichkeit. Zumindest nach dem zu urteilen, was ich weiß, was ich gehört habe.

Natürlich ist dies eine tragische Geschichte im Leben unseres Landes und unseres Volkes. Aber die Menschen, die dort für die Ideale kämpften, derentwillen sie dorthin gegangen waren – ich werde das jetzt nicht beurteilen, das ist ein anderes Thema – haben dies mit Würde getan. Und – ich scheue mich nicht, das so hochtrabend sagen – in den besten Traditionen des russländischen Heeres: mit Charakter, aufopferungsvoll und sehr effektiv, das muss man gerechterweise sagen. Und was Sie am Schluss zeigen, ist tatsächlich sehr richtig: Die Soldaten, die dort kämpften, haben ihre Kampfeinsätze, ihr Gefecht gewonnen, das trifft zu. Und ich möchte Ihnen und allen Jungs, die diesen Film gemacht haben, danken. Ich finde, dass er mit viel Talent gemacht ist, weil der Film einem nahe geht. (...) Man denkt natürlich an den Großen Vaterländischen Krieg, aber dann stellt sich heraus, dass die Generation Ende der 70er und der 80er Jahre sich genauso heldenhaft verhalten konnte, wie Sie das jetzt in Ihrem Film gezeigt haben. (...) Das ist ein wichtiges Werk über den Krieg und über Menschen in Extremsituationen. Und meiner Meinung nach haben Sie das mit viel Würde gezeigt.“

Quelle: www.kremlin.ru/text/appears/2005/11/96802.shtml

filmkritik

erobert haben. Die Kamerabewegung und der Schnitt in der Szene des Zweikampfes zwischen „Worobuschek“ und Stas ahmen Boxkampf-Übertragungen nach.

Eine Clip-Ästhetik im weitesten Sinne – gemeint ist eine von Musik untermalte Folge kurzer Aufnahmen – setzt der Regisseur einmal ganz am Anfang des Films ein: in der Abschiedsszene, wo die ZuschauerInnen Bekanntschaft mit den Helden machen. Ein zweites Mal geschieht dies gegen Ende des Films in einer Kampfszene, in der die Fahrt einer Autokolonne (mit Großaufnahmen von Technik und Soldaten, exotischen Landschaften und Fernaufnahmen der Kolonne in den Bergen) von einem Angriff unterbrochen wird. Gelungen fügt sich die Kette wiederholter Befehle in die musikalische Partitur dieser Szene ein.

Noch näher am TV-Vorbild sind die komischen Szenen im Heldendrama „Die 9. Kompanie“. Ein aus Plastiksprengstoff modellierter Phallus, das zentrale Objekt in der Sprengstoffunterrichts-Szene, passt zu Vorstellungen von Komik, die durch zahlreiche Humorsendungen im Fernsehen geprägt sind.

Vom „Stern“, dem vorigen Kassenrekordhalter unter den Kriegsfilmern, unterscheidet sich dieser Film durch die Höhe des Budgets und damit auch durch die Zahl der Massenszenen und Spezialeffekte: Die wichtigste und kostspieligste Trickszene im Film ist die Explosion eines 450 000 Dollar teuren Hubschraubers.

Das Thema des Films, der Krieg in Afghanistan, ist im russländischen Kino weniger häufig behandelt worden, als die Tschetschenienkriege und der „Große Vaterländische Krieg“. Aber die Besonderheiten dieses Kriegs werden durch das Hauptmotiv des Films – die Opferung der im ersten Teil „lieb gewonnenen“ Personen – nivelliert. Dieses bekannte Motiv löscht die Unterschiede zwischen den Kriegen aus, indem es sie gleichstellt. Es ist

nicht mehr wichtig, ob die Untertanen für ein existierendes oder untergehendes Imperium sterben. Obwohl viele Figuren den russländischen ZuschauerInnen von früheren Filmen bekannt sind, sehen sie in der „9. Kompanie“ etwas anders aus. Tonangebend ist Fjodor Bondartschuk selbst in der Rolle des Leutnants „Chochol“ („der Ukrainer“). Die glamouröse, von einer TV- und Zeitschriftenfoto-Ästhetik bestimmte Attraktivität der Filmpersonen setzt sie zweifellos von den bescheidenen Kinohelden von 2002 ab. „Die 9. Kompanie“ ist also ein großangelegtes patriotisches Kinoprojekt, das sich nach ästhetischen Vorlieben richtet, die vom Fernsehen geprägt wurden. Dieses Rezept mundet dem Großteil der russländischen ZuschauerInnen.

Aus dem Russischen von Mischa Gabowitsch

LESETIPPS:

- Lev Gudkov. Die Fesseln des Sieges. Rußlands Identität aus der Erinnerung an den Krieg, in: Osteuropa 4–6/2005, S. 56–73.
- Boris Dubin. Goldene Zeiten des Krieges. Erinnerung als Sehnsucht nach der Brežnev-Ära, in: Osteuropa 4–6/2005, S. 219–234.
- Christine Engel. Kulturelles Gedächtnis, neue Diskurse. Zwei russische Filme über die Kriege in Tschetschenien, in: Osteuropa 5/2003. S. 604–618.

ÜBER DIE AUTORIN:

Julia Liderman ist Kandidatin der Kulturwissenschaften und unterrichtet am Institut für Europäische Kulturen an der Russländischen Universität für Geisteswissenschaften in Moskau. Ihre Forschungsinteressen: Soziologie der russländischen Gegenwartskultur, Möglichkeiten der Erforschung der sowjetischen Kultur, Medientheorie, sowjetisches Kino.